

dtv

JASON HICKEL

DIE

TYRANNEI DES

WACHSTUMS

Wie globale Ungleichheit
die Welt spaltet und was dagegen zu
tun ist

Aus dem Englischen
von Karsten Petersen und Thomas Pfeiffer

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.



dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2017 Jason Hickel

Titel der englischen Originalausgabe:

›The Divide. A Brief Guide to Inequality and its Solutions‹
(William Heinemann, London 2017)

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkungen nicht erkennbar.

Gesetzt aus der Minion

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28163-8

FÜR DIE VERDAMMTEN DIESER ERDE

INHALT

Vorwort: Anfänge	9
Erster Teil: DIE KLUFT	
1 Der Entwicklungswahn	17
2 Die Abschaffung der Armut ... wurde aufgeschoben ...	52
Zweiter Teil: ÜBER GEWALT	
3 Woher kommt die Armut? Eine Schöpfungsgeschichte	91
4 Vom Kolonialismus zum Staatsstreich	140
Dritter Teil: DER NEUE KOLONIALISMUS	
5 Schulden und die Ökonomie einer geplanten Verelendung	191
6 Freihandel und der Aufstieg des virtuellen Senats ...	240
7 Plünderung im 21. Jahrhundert	286
Vierter Teil: DIE KLUFT SCHLIESSEN	
8 Von Wohltätigkeit zu Gerechtigkeit	329
9 Die unerlässliche Verrücktheit der Fantasie	357
Danksagung	393
Anmerkungen	397

VORWORT: ANFÄNGE

Ich bin in Swasiland aufgewachsen – ein kleines Binnenland nahe der südafrikanischen Ostküste, das an Südafrika und Mosambik grenzt. Es war in vielerlei Hinsicht eine glückliche Kindheit. Als kleiner Junge rannte ich mit meinen Freunden barfuß durch das sandige Grasland, ungehindert von Zäunen oder Mauern. Wenn der Monsunregen einsetzte, ließen wir kleine Rindenschiffchen die *Dongas* – Erosionsrinnen – hinabtreiben und freuten uns über das viele Wasser. Wir kletterten auf Bäume und pflückten Mangos und Litschis und Guaven, wann immer uns der Hunger überfiel. An langen Nachmittagen wanderte ich manchmal den Hügel hinter unserem Bungalow hinauf und folgte dem Feldweg bis zu der Klinik, in der meine Eltern als Ärzte arbeiteten. Ich kann mich noch gut an die Kühle der spiegelblanken Betonböden und den windigen Schatten des Innenhofes erinnern. Vor allem aber erinnere ich mich an die Schlange – die lange Schlange der Patienten, die sich aus dem Eingang der Klinik hinauswand, an die Menschen, manche auf Holzbänken, andere auf Grasmatten auf dem Boden sitzend, die darauf warteten, aufgerufen zu werden. Mir schien es damals so, als würde diese Schlange niemals enden.

Als ich etwas älter wurde, lernte ich Begriffe wie Tuberkulose und Malaria, Typhus und Bilharziose, Unterernährung und Kwa-shiorkor kennen – unheimliche Worte, die dennoch vertraut und in unserer Familie häufig zu hören waren. Noch später erfuhr ich,

dass um uns herum die schlimmste HIV/Aids-Epidemie auf der ganzen Welt tobte. Die Menschen litten und starben an Krankheiten, die in wohlhabenderen Ländern leicht geheilt, verhütet oder behandelt werden konnten – eine Tatsache, die mich sprachlos machte vor Entsetzen. Und ich lernte die Armut kennen. Viele meiner Freunde kamen aus Familien, die als Kleinbauern auf ein paar Äckern ihren mageren Lebensunterhalt zusammenkratzten und in ständiger Angst vor der nächsten Dürre lebten oder die in notdürftigen Hütten in den Slums rund um Manzini lebten, die größte Stadt des Landes, und immer auf der Suche nach Arbeit waren.

Sie waren – und sind – nicht die Einzigen. Heute leben rund 4,3 Milliarden Menschen – über 60 Prozent der Weltbevölkerung – in auszehrender Armut und kämpfen darum, mit weniger als dem Gegenwert von fünf US-Dollar pro Tag zu überleben. Die Zahl der in absoluter Armut lebenden Menschen ist in den vergangenen Jahrzehnten beständig gestiegen – während zugleich Superreiche Vermögen auf einem historisch beispiellosen Niveau anhäufen. Zu dem Zeitpunkt, da ich diese Zeilen schreibe, hat die Meldung die Runde gemacht, dass die acht reichsten Menschen auf der Welt zusammengenommen ebenso viel Vermögen besitzen wie die ärmste Hälfte der Weltbevölkerung.

Der Blick auf die unterschiedliche Einkommens- und Vermögensverteilung macht das ganze Ausmaß der globalen Ungleichheit deutlich. Einen noch genaueren Blick aber erhalten wir, wenn wir die Kluft zwischen den einzelnen Regionen der Welt betrachten. Im Jahr 2000 lag das Durchschnittseinkommen eines US-Bürgers rund neunmal höher als das der Menschen in Lateinamerika, 21-mal höher als das der Bewohner des Nahen Ostens und Nordafrikas, 52-mal über dem in Afrika südlich der Sahara und volle 73-mal über dem der Südasiaten. Und auch hier sind die Zahlen immer schlimmer geworden: Der Abstand zwischen dem realen

Pro-Kopf-Einkommen im globalen Norden und dem im globalen Süden hat sich seit 1960 ungefähr verdreifacht.

Man könnte leicht den Eindruck gewinnen, die Kluft zwischen Reich und Arm habe schon immer existiert; dass sie sozusagen eine natürliche Eigenschaft der Welt ist. Allein schon das Bild von der Kluft könnte uns unabsichtlich zu der Annahme verführen, dass es einen Bruch – eine fundamentale Diskontinuität – zwischen der reichen Welt und der armen Welt gibt, so als wären sie voneinander getrennte ökonomische Inseln. Falls man, wie viele Wissenschaftler das getan haben, von dieser Annahme ausgeht, erklären sich die wirtschaftlichen Unterschiede zwischen armen und reichen Ländern schlicht aus ihren jeweiligen inneren Eigenschaften.

Und auf ebendieser Annahme fußt die Geschichte über die globale Ungleichheit, die uns üblicherweise erzählt wird. Entwicklungshilfebehörden, NGOs und die mächtigsten Regierungen behaupten unisono, verantwortlich für das Los der armen Länder sei ein technisches Problem – ein Problem, das gelöst werden kann, wenn sie funktionierende Institutionen aufbauen, die richtige Wirtschaftspolitik verfolgen, hart arbeiten und sich ein bisschen unter die Arme greifen lassen. Würden die armen Länder nur dem Rat der Experten von Institutionen wie der Weltbank folgen, könnten sie Schritt für Schritt die Armut zurückdrängen und die Kluft zwischen Arm und Reich überwinden. Die Story ist wohlbekannt, und sie ist bequem. Wir alle haben zu dem einen oder anderen Zeitpunkt an sie geglaubt und nach ihr gehandelt. Sie erhält eine milliardenschwere Industrie und eine Armada an NGOs, Wohltätigkeitsorganisationen und Stiftungen am Leben, die die Armut durch Entwicklungshilfe und Wohltätigkeit auszumerzen versprechen.

Doch diese Story ist falsch. Die Vorstellung einer natürlichen Kluft zwischen armen und reichen Ländern führt uns von Anfang

an in die Irre. Um 1500 herum bestand kein nennenswerter Unterschied in den Einkommen und im Lebensstandard zwischen Europa und dem Rest der Welt. In der Tat ging es, wie wir heute wissen, den Menschen in einigen Regionen des globalen Südens damals deutlich besser als ihren Zeitgenossen in Europa. Dennoch haben sich ihre Lebensstandards in den folgenden Jahrhunderten dramatisch auseinanderentwickelt – und das nicht aus sich selbst heraus, sondern *wegen* der jeweils anderen.

Wenn wir die Sache von dieser Warte aus betrachten, geht es weniger um die Frage nach den unterschiedlichen Eigenschaften von reichen und armen Ländern – obwohl das, natürlich, mit dazugehört –, sondern vielmehr um die Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen. Die Kluft zwischen reichen und armen Ländern ist weder naturgegeben noch unausweichlich. Sie ist von Menschen erschaffen worden. Was hat dazu geführt, dass ein Teil der Welt aufgestiegen und der andere abgestürzt ist? Wie konnte die Dynamik des Wachstums hier und des Niedergangs dort über mehr als ein halbes Jahrtausend hinweg aufrechterhalten werden? Warum nimmt die globale Ungleichheit zu, statt weniger zu werden? Und warum wissen wir nichts davon?

Von Zeit zu Zeit denke ich zurück an die endlose Schlange von Menschen vor der Klinik meiner Eltern. Das Bild ist mir noch so lebendig in Erinnerung, als wäre es erst gestern gewesen. Wann immer ich das tue, werde ich daran erinnert, dass die Geschichte der globalen Ungleichheit nicht von Zahlen und historischen Ereignissen handelt. Sondern vom echten Leben, von echten Menschen. Von den Bestrebungen und Hoffnungen von Gemeinschaften und Nationen und sozialen Bewegungen über Generationen, ja über Jahrhunderte hinweg. Von dem – zweifelsohne von Zeit zu Zeit erschütterten, ansonsten aber festen – Glauben daran, dass eine andere Welt möglich ist.

In einer der erschreckendsten Phasen der Geschichte, in einer

Vorwort: Anfänge

Zeit, in der die globale Ungleichheit ein Rekordniveau erreicht hat, Demagogen an die Macht drängen und das Klima unseres Planeten beginnt, sich gegen die industrielle Zivilisation zu wenden, bedürfen wir mehr denn je der Hoffnung. Nur wenn wir verstehen, warum die Welt ist, wie sie ist – indem wir die Ursachen dafür untersuchen –, wird es uns gelingen, echte, wirksame Lösungen zu finden und einen gemeinsamen Weg in die Zukunft zu erdenken. Eins steht auf jeden Fall fest: Wollen wir die großen Probleme der globalen Armut und Ungleichheit, der Hungersnöte und kollabierenden Ökosysteme lösen, dann muss die Welt der Zukunft ganz anders aussehen als die Welt, wie wir sie heute kennen.

Der Bogen der Geschichte neigt sich, wie Martin Luther King jr. einmal sagte, der Gerechtigkeit zu. Das mag sein, aber er wird das nicht von alleine tun.

Erster Teil

DIE KLUFT

1

DER ENTWICKLUNGSWAHN

Es begann als eine PR-Masche. Harry S. Truman war gerade für eine zweite Amtszeit zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden und bereitete sich darauf vor, am 20. Januar 1949 seine Antrittsrede zu halten. Seine Redenschreiber waren völlig aufgelöst. Sie mussten sich etwas Überzeugendes ausdenken, was der Präsident sagen konnte – eine kühne und mitreißende Ankündigung. Sie hatten drei Ideen auf ihrer Liste: Unterstützung für die neu gegründeten Vereinten Nationen, Widerstand gegen die sowjetische Bedrohung und die Selbstverpflichtung, den Marshallplan fortzuführen. Aber keiner dieser Punkte konnte wirklich begeistern – eigentlich waren sie sogar ziemlich langweilig, und die Medien würden die Rede wahrscheinlich als »Schnee von gestern« abtun und ignorieren. Sie brauchten etwas anderes, was den Zeitgeist aufgreifen würde – etwas, das die Nation begeistern konnte.

Die Antwort kam aus einer unerwarteten Ecke. Benjamin Hardy war ein junger Beamter auf der mittleren Führungsebene des US-Außenministeriums, doch als ehemaliger Reporter des *Atlanta Journal* hatte er ein Gespür für eine gute Schlagzeile. Als ihm ein Memo zwischen die Finger kam, in dem händeringend nach neuen Ideen für Trumans Antrittsrede gesucht wurde, entschloss er sich, seinem Chef einen verrückten Einfall zu präsentieren: »Entwicklung«. Warum sollte Truman nicht verkünden, dass seine Regierung den Ländern der Dritten Welt finanzielle Hilfen gewähren

würde, um ihre Entwicklung zu fördern und so dem Leid der von bitterer Armut geplagten Menschen ein Ende zu setzen? Hardy hielt das für einen sicheren Sieg – ein einfacher Weg, so schrieb er in seinem Konzept, »die größte emotionale Wirkung« auf die US-Bürger zu erzielen und sich »die allgemeine Sehnsucht nach einer besseren Welt zunutze zu machen und in geordnete Bahnen zu lenken«.

Aber Hardys Chef hielt nichts davon. Es sei eine riskante Idee aus heiterem Himmel, die womöglich zu neuartig sei, um die Leute zu überzeugen; sie sei es nicht wert, damit bei einem so wichtigen Anlass zu experimentieren. Doch Hardy war entschlossen, diese Chance nicht ungenutzt verstreichen zu lassen. Es gelang ihm, unter einem Vorwand im Weißen Haus vorgelassen zu werden, wo er Trumans Beratern mit glühenden Worten seine Idee anpries. Er konnte einige von ihnen überzeugen, sodass sein Plan – mithilfe gewisser diplomatischer Manöver von Insidern – als eine Art nachträglicher Einfall in Trumans Redemanuskript aufgenommen wurde, als »Point Four«. Truman war einverstanden.

Es war die erste Antrittsrede eines US-Präsidenten, die live im Fernsehen übertragen wurde. Zehn Millionen Zuschauer verfolgten sie an jenem kalten Januarnachmittag vor den Bildschirmen – noch nie hatte ein einzelnes Ereignis ein größeres Publikum gefunden. Bei Trumans Antrittsrede sahen mehr Menschen zu als bei sämtlichen Antrittsreden aller seiner Vorgänger zusammengenommen. Und sie waren begeistert von dem, was er zu sagen hatte. »Über die Hälfte der Weltbevölkerung lebt unter so erbärmlichen Bedingungen, dass man sie geradezu als Elend bezeichnen könnte«, verkündete er. »Sie haben nicht genug zu essen. Sie werden von Krankheiten geplagt. In wirtschaftlicher Hinsicht ist ihr Leben primitiv, und es ist keine Besserung in Sicht.« Aber, so Truman, es bestehe Hoffnung: »Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit haben wir das Wissen und die Fähigkeiten, das Leid dieser Menschen zu lindern. In der industriellen und wissenschaftlichen Entwicklung

nehmen die Vereinigten Staaten einen ganz besonderen Platz unter den Ländern der Erde ein ... unsere unschätzbaren Ressourcen des technischen Wissens werden ständig erweitert, und sie sind unerschöpflich.« Und dann spielte er seine Trumpfkarte aus: »Wir müssen ein kühnes neues Programm ins Leben rufen, um den unterentwickelten Regionen der Welt den Nutzen aus unseren wissenschaftlichen Erkenntnissen und aus unserem industriellen Fortschritt zur Verfügung zu stellen, sodass sie sich wirtschaftlich entwickeln und wachsen können ... Die ganze Welt muss sich anstrengen, um Frieden, Überfluss und Freiheit zu erreichen.«

Natürlich gab es keinerlei konkrete Pläne für ein solches Programm – nicht einmal ein einziges Dokument. Es wurde ausschließlich als PR-Masche in Trumans Rede aufgenommen – und es funktionierte. Die Medien überschlugen sich vor Begeisterung – sämtliche Zeitungen von der *Washington Post* bis hin zur *New York Times* brachten glühende Berichte über Point Four, und der Rest der Rede war schnell vergessen.¹

Warum konnte Point Four eine so große Faszination auf die amerikanische Öffentlichkeit ausüben? Weil Truman den Bürgern* eine neue und machtvolle Perspektive auf die sich abzeichnende Weltordnung eröffnet hatte. Nach den Verheerungen des Zweiten Weltkriegs glätteten sich die Wogen, der europäische Imperialismus brach zusammen, und die Welt begann sich als Gemeinschaft von gleichberechtigten und unabhängigen Staaten zusammenzufinden. Das Problem war nur, dass sie eigentlich überhaupt nicht gleichberechtigt waren: Es gab riesige Unterschiede zwischen ihnen, wenn es um Macht und Wohlstand ging. Die privilegierten

* Um den Lesefluss nicht zu stören, wird in diesem Buch der Einfachheit halber bei der Bezeichnung von Personen oder Personengruppen stets die männliche Form verwendet. Selbstverständlich ist dabei die weibliche Form gleichrangig mit einbezogen.

Länder des Globalen Nordens erfreuten sich einer sehr hohen Lebensqualität, während die benachteiligten Länder des Globalen Südens – die Mehrheit der Weltbevölkerung – in lähmender Armut versanken. Wenn die Amerikaner über ihre Grenzen hinausblickten und die brutale Tatsache der globalen Ungleichheit erkannten, brauchten sie dafür eine Erklärung.

Point Four bot ihnen eine überzeugende Perspektive an. Die reichen Länder Europas und Nordamerikas seien »entwickelt«; sie hätten einen Vorsprung auf dem großen Pfad des Fortschritts. Ihnen gehe es besser, weil sie besser *seien* – intelligenter, innovativer und fleißiger. Sie hätten bessere Werte, bessere Institutionen und bessere Technologien. Dagegen seien die armen Länder des Globalen Südens ärmer, weil sie noch nicht die richtigen Werte und politischen Ziele gefunden hätten; sie seien zurückgeblieben, »unterentwickelt« und darum bemüht aufzuholen.

Aufgrund dieser Geschichte konnten sich die Amerikaner zutiefst bestätigt fühlen; sie vermittelte ihnen ein positives Selbstgefühl, sie machte sie stolz auf das Erreichte und ihren Platz in der Welt. Aber noch wichtiger war vielleicht, dass sie sich auf diese Weise auch nobel fühlen konnten – diese neue Perspektive eröffnete ihnen den Zugang zu einer höheren, beinahe kosmologischen Mission. Die entwickelten Länder konnten sich als Leuchtturm der Hoffnung zeigen, als Retter der Bedürftigen. Sie würden ihnen die helfende Hand reichen, sie großzügig an ihren Reichtümern teilhaben lassen und so den »primitiven« Ländern des Globalen Südens dazu verhelfen, ihnen auf dem Weg zum Erfolg zu folgen. Sie würden zu Helden werden, die die Welt zu noch nie dagewesenem Frieden und Wohlstand führen.

Mit anderen Worten: Point Four konnte nicht nur die globale Ungleichheit erklären, sondern auch eine Lösung anbieten, wie sie in einem befreienden Rundumschlag zu beheben sei. Und so dauerte es nicht lange, bis diese Idee auch von den Regierungen in